

## Laudatio Vernissage „Quartett“, Conny Huber, 10.12.2005

Liebe Conny, liebe Freunde, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Quartett – wer von uns hat das nicht gespielt? Simplerweise geht es darum, je 4 Karten gleichen Motivs zu sammeln. Bekanntestes Quartettspiel ist der „Schwarze Peter“, das angeblich um 1815 von dem Räuber Johann Peter Petri in einem Pariser Zuchthaus erfunden wurde. Der Mitspieler, der am Schluss des Spiels die Peterkarte besitzt, die in keine Serie passt, ist der Verlierer, dem man mit einem angebrannten Korkstück einen schwarzen Strich auf die Nase malte. Das Spiel dauerte so lange, bis jeder Beteiligte eine schwarze Nase hatte.

Ich erspare uns diese Prozedur. Die Peterkarte dieser Ausstellung „Quartett“ sehen Sie hier: als rote Petra, nicht **ganz** unpassend; sie gehört zu der Monatsserie, die aus Februar, April, Juni und Juli besteht – die Petra heißt eigentlich Mai. Aber deutlich wird das Prinzip des repräsentativen Huberschen Querschnitts aus diesem Jahrtausend: 32 Bilder + 1, die sich nicht nur hälftig in Grafik und Malerei scheiden lassen, sondern eben auch in 8 Serien. Auf dieser Etage neben den 4 Monatsbildern 4 Acrylbilder zur Metapher des „Sprungs“, 4 thematische Grafiken und 4 Bulgarien-Grafiken. In der 2. Etage finden Sie: 4 Stillleben, 4 thematische Acrylbilder, die ein Harlekinmotiv umspielen, 4 Grafiken zur Metapher des „Verloreenseins“ sowie erneut 4 Landschaftsgrafiken „Bulgarien“.

Schon bei dieser formalen Betrachtung sind mindestens 3 Dinge zu beobachten. Und indem ich formal sage, beschreibt das einen Weg, auf dem sich ein Dozent der Fernsehproduktion, der sich der Kommunikation mit dem technisierten Bewegtbild widmet; jener Kunst nähern kann, die mit dem gezeichneten zeitberuhigten Bild kommuniziert. Neben dem quantitativen entlang des Themas auch ein qualitativer entlang der Bilder. Gespannt, wo sie mich hinführen, versuche ich beide, wenigstens anzuschreiten. Zunächst also die 3 Beobachtungen auf dem formalen Weg.

An eins: als wesentlich spielerisches Element der malerischen Hälfte ist das Farbenspiel zu identifizieren. Souverän setzt Conny Huber nicht nur um, was sie während ihres Lehramts-Studiums für Kunst und Deutsch an der Uni Leipzig erfuhr, sondern auch während ihres Abendstudiums hier an der Hochschule für Bildende Künste. Die Stilleben halten sich in der Farbgebung noch zurück, dafür entfalten neben den Monaten vor allem die Harlekin- und Sprungbilder eine naive, fast kindliche, durchaus noch experimentelle Farblust. Die Intensität vermittelt sich vor allem durch zweierlei. Zunächst durch die Flächig-, ja Großflächigkeit. Geometrische Elemente, Linien und Kurven, weiche und harte Konturen, all das bereichert sich gegenseitig und sorgt für Spannung. Solche Kompositionen erzählen nicht, geben keine Antworten; nein, sie fragen, sie emotionalisieren. Das verlangt ein hohes Maß an Form- und Farbbewusstsein, einen ausgeprägten Blick fürs Ganze und ein Gefühl fürs Ende, wann ein Bild fertig ist.

Und zum andern vermittelt sich die Intensität durch die Kontrastierung, etwa durch Warm-Kalt in der „Sprünge“-Serie. Dabei fällt auf, das Conny Huber – sie ist vor etwas über dreißig Jahren im Zeichen des Stieres geboren – warme, erdverbundene, sinnliche Farben bevorzugt: Rot-, Orange-, Braun- und Ockertöne finden sich überdurchschnittlich häufig. Erdverbundenheit – das **klingt** zunächst nach Natur, dem Ursprung allen Lebens. Durch die Kunst als Medium der Reflexion kann es gelingen, sich seiner Lebendigkeit, seiner selbst zu vergewissern, Hier und Jetzt zu bewältigen, Balance zwischen Zeit und Raum herzustellen. Erdverbundenheit - das **klingt** aber auch nach Ankunft, nach Heimat, nach Ruhe. Der Betrachter kann eintauchen und seine Empfindungen genießen. Aber sind dieser unspielerische Klang und die Huberschen Motive stimmig? Ich komme darauf zurück.

An zwei: auch mit den Perspektiven spielt Conny Huber. Bei der Stilleben-Serie etwa fällt ein Wechsel um fast 180 Grad auf: von der Draufsicht beim „Stilleben mit Stäbchen“ bis zur Kindsperspektive beim „Stilleben mit Paprika“. Solcherart Standpunktwechsel zeugen bildästhetisch von der Pluralität der Sichtweisen, von dramaturgischem Reichtum.

Und an drei: Die gezeichnete Skizze ist nicht aus der Mode, Conny Huber beweist es. In ihren Bulgarien-Serien, entstanden während mehrerer Studienaufenthalte, zuletzt 2005, gibt sie sich der Situation hin: den heiteren, zuweilen idyllischen Szenarien eines Landes, das weder Stress noch Hektik zu kennen scheint. Sie lichtet nicht nur ab, sondern erspürt auch und entdeckt ganz nebenbei die Möglichkeiten jenes Mediums wieder, in dem sie ihren Stil längst gefunden hat. Mit diesem Blick zum grafischen Horizont des ersten Wegs betrete ich den zweiten, hermeneutischen, der mir persönlich näher scheint.

Denn: das Bild ist aus dem Monopol der Malerei in andere Felder migriert. Allein das Fernsehen erreicht eine makroskopische Reichweite und eine fragmentarische Dauer, die weit über normales menschliches Maß hinausgehen. Mit dem technischen Bild ist der Bildraum expandiert, eine ubiquitäre Explosion visueller Kultur, bei der die Bedeutung des künstlerischen Bildes ab- und die anderer Bildformen und -verfahren zunimmt. Der Preis, den wir für diese Säkularisierung bezahlen, ist hoch. Unsere Augen sind gleichsam enteignet. Ohne mir selbst nach 13 Jahren Bekanntschaft restlos sicher zu sein: das ist es, was die Redakteurin Conny Huber nicht nur während ihrer journalistischen Laufbahn davon abhielt, sich je dem technischen Zappelbild zu widmen, sondern immer nur dem Radio als „Kino im Kopf“. Nein, das trieb sie auch dazu, vor rund 2 Jahren den sogar per Volontariat erlernten Beruf an den Nagel zu hängen zugunsten ihrer Berufung zu eigenen Bildwelten. Sie verbarrikadiert sich nicht hinter medialen Zerrspiegeln, sie wagt einen Blick in die Tiefen der Wirklichkeit.

Nun schaffen Fernsehen und Malerei gleichermaßen Illusionsräume, indem sie Wirklichkeit fortsetzen. Der Unterschied liegt in der Wahrnehmungsmodalität, im Wirklichkeitserlebnis. Für den Maler ist die Nicht-Realität, die Phantasie, die Fiktion, die Imagination, gleichsam das Spirituelle der Sender - und das Bewusstsein der Empfänger. Mithilfe des Fernsehens dagegen „empfängt“ die Welt sich selbst - auf dem Umweg über den Betrachter. Fernsehen trivialisiert, verdiesseitigt alles. Es verkehrt sogar die Möglichkeit, die bildlichen Figuren zu psychologisieren. Es findet nicht mehr Einfühlung statt in das Innenleben einer Figur, sondern genau

umgekehrt, Außenbetrachtung des Selbst. Dem setzt Conny Huber Abbilder ihrer ganz eigenen und inneren Welten entgegen. Es sind Bilder voller Zuwendung, die von menschlichem Schicksal künden. Vor allem die Figuren der großformatigen Acryle weisen kaum individuelle Merkmale auf, sind keine konkreten, greifbaren Wesen, sie symbolisieren vielmehr verschiedene Arten der Psyche. Dabei erfüllt die dazugehörige Lichtlinie vor allem in der „Monatsserie“ verschiedene Funktionen: auf der einen Seite ist sie ein Element der Komposition, auf der anderen auch ein Symbol der Hoffnung, ohne die Weiterleben kaum vorstellbar wäre. Hoffnungsvoll stimmen ebenfalls die auffälligen Sonnen in der Monatsserie sowie die weiche, rundliche Formgebung, die manch spitzem Sturm, Sprung oder Wirbel seine Kantigkeit nimmt.

Warum bewegt mich gerade die Hoffnung? Nun, natürlich halte ich es mit Picasso, für den „Die Kunst [...] im Auge des Betrachters“ entsteht. Und als Germanist weiß ich erst recht, dass Titel im Sinne von Labeln oft ebenso begrenzend wie irreführend sind. Aber was indizieren in uns künstlerische Motive wie Totengebeine, die unter Friedhofskreuzen heraufkriechen, so in „Mondblume“; oder engelsgleiche Frauen, die prinzipiell ihres linken, herzseitigen Flügels beraubt sind, so in „Mondblume“ oder „Wegweh“? Auf welche Deutungsspur führen uns Titel wie „Vermisstes Leben“, „Verpasste Chancen“ oder gar „Verlassene Heimat“. Was sich hier entäußert, ist Sehnsucht, ist Ruhelosigkeit, ist Unbehauustheit. Es ist aber auch die Suche nach der Balance zwischen innerer und äußerer Freiheit, zwischen dem, nein, nicht Fernweh, sondern dem „Wegweh“, im Sinne des „Unterwegs sein wollens“ und dem „Ankommen sollen“. Allesamt existentielle Zustände, die mir auch in der weiblichen Figürlichkeit vieler Acryle heraufscheinen und natürlich biographisch bedingt sind: Conny Hubers Stationen waren unter anderem Magdeburg, Leipzig, Erfurt, Hoyerswerda, Dresden. Diese Zustände korrelieren weder mit der Farbgebung der Acryle noch der Subtilität der Strichführung der Grafiken: nein, sie konterkarieren sie – das halte ich für höchst bemerkenswert. Aber diese Zustände implizieren auch Widerspruch, damit Spannung, damit Produktivität – und ohne diese Strebungen entsteht nichts Gültiges, künstlerisch Bleibendes.

Mein letzter Blick auf diesem zweiten Weg, bevor ich wieder in die realiteren Gefilde zurückkehre, soll wiederum zu mir wichtigen Horizonten wandern. Diesmal sehe ich musikalische. Es sind klavierne Horizonte. Wir treffen sie unter anderem in Grafiken wie „Verlassene Heimat“, „Wegweh“ und explizit als Instrument in „Szenario“ oder Bildern wie „Sturm der Begierde“. Damit nicht genug: das Akkordeon im „Kino der Neunziger“ oder der Titel der Grafik „Vergessener Walzer“ suggerieren übergreifend Musikalität – hier klingen sie wieder, die Huberschen Bildwelten, wenn auch nicht nach Ankünften, sondern nach Abschieden. Sie treten ein in einen höchst feinsinnigen Dialog mit dem Betrachter: Gespräche von Herz zu Herz, von Seele zu Seele, ein Wechselspiel von Fantasien, das schier unendlich scheint. Und es ist sogar ein doppelter Dialog: die visualisierte Sehnsucht, transformiert in hörbare Melancholie. Wenn in „Scenario“ eine Parze, haarlos, zahnlos, gesichtslos, inmitten eines ruinösen Konzertsals am weißen Flügel sitzt und monoton ein und dieselbe schwarze Taste schlägt – dann weiß ich Kunst.

Conny Huber gibt uns nicht zu beißen, was längst schon durchgekaut wurde. Keine blickdichten Werke, so perfekt, dass sie jedem Industriestandard gerecht würden. Nicht geeignet, gleich nach der Finissage in die nächste Werbeagentur zu wandern, um dort über dem Empfangstresen einen guten Eindruck zu machen, bis man sie nach der nächsten Ausstellung austauscht. Keine aufgepumpten Werke, die man nur aus einem Abstand wirklich sehen kann, weil alle Nähe vermieden wird – als wollten sie uns davon abhalten, dass wir länger bei ihnen verweilen. Ganz oft verzichten Conny Hubers Bilder auf die großen, die groben Gesten, verlassen die glatte Ebene oberflächlicher Reflexion und begeben sich ins Unauslotbare.

Schon Karl Kraus erkannte „Kunst ist, was Welt wird, nicht, was Welt ist.“ Ich wünsche der Ausstellung „Quartett“, dass ihre Bildwelten genau das werden. Ich wünsche Conny Huber Kreativität und Erfolg. Und ich wünsche uns, inmitten von Conny Hubers „Quartetten“, einen angenehmen, anregenden, genussvollen Abend. Vielen Dank.